

Fundkomplex muß das Jahr 1745 gelten, in dem das Schloß gesprengt worden war. Vergegenwärtigen wir uns zum Abschluß, wann die Franzosen und wann die Österreicher zwischen 1681 (unsere ältesten Pfeifen) und 1745 Herren des Schlosses waren. Von 1677 bis 1697 waren es die Franzosen, danach bis 1713 die Österreicher, dann für ein Jahr lang wieder die Franzosen, anschließend wieder die Österreicher bis 1744, als die Franzosen die Stadt erneut einnahmen, jedoch ein Jahr später wieder verlassen mußten und dabei die Befestigung sprengten. Also ein fünfmaliger Wechsel, wobei in diesem Zeitraum die Österreicher mehr als doppelt solange in der Stadt standen. Ohne, daß dies endgültig festzulegen ist, scheint die große Menge der Tonpfeifen, d. h. die wahrscheinlich als türkisch anzusprechenden Pfeifen, von den Österreichern benutzt worden zu sein, also nach 1697 weggeworfen zu sein.

Literatur:

Stadt und Festung Freiburg, Bd. 1, hrsgg. v. J. Diel, U. Ecker, u. a. Bd. 2, hrsgg. v. H. Schadek, U. Ecker, Freiburg 1988; – P. Davey (Hrsg.), *The archaeology of the clay tobacco pipe IV*, BAR International Series 92, 1980; – D. H. Duco, *Merken von Goudse pijpenmakers 1660 – 1940*, Lochem 1982; ders. *De Nederlands kleipijp*, Leiden 1987; – ders. u. M. Schmaedecke, *Tonpfeifenfunde der Grabung Breisach-Kapuzinergasse*, in: *Fundberichte aus Baden-Württemberg* 13, 1988, 777 f.; – M. Schmaedecke, *Tonpfeifenfunde aus Breisach am Rhein*, in: *Achäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 1986, 314 f.; – ders., *Notes on the state of Clay Tobacco Pipes in South-West-Germany*, in: *Society for Clay Pipe Research, Newsletter* 14, 1987, 1 f.; – I. Jensen (Bearb.), *Archäologie in den Quadranten*, Katalog Mannheim 1987, 119 f.; – M. Kügler, *Tonpfeifen, Höhr-Grenzhausen* 1987; – R. C. W. Robinson, *Tobacco pipes of Corinth and of the Athenian Agora*, in: *Hesperia* 54, 2, 1985, 149 f.

I. Fingerlin

Handhabe einer Klingelschnur

Unter dieser Funktionsbestimmung wurde der zoomorph gestaltete Ring mit angegossener Öse dem Denkmalamt nicht übergeben. Von einem Anhänger, vielleicht Teil eines Pferdegeschirrs war die Rede, als man ihn im Juli 1955 zur Untersuchung brachte. Gesichert ist nur der Fundort, Merdingen am Tuniberg. Über die genaue Fundstelle, die näheren Fundumstände ist nichts bekannt, also ein „anonymer“ Lesefund, wie ihn Archäologen nicht gerade schätzen; aber ein Lesefund nicht unbedeutender Art, ein Gegenstand, der, obwohl aus seinem Zusammenhang gerissen, sich als beredt und aussagekräftig erweist.

Der Ring (Abb. 1 und 2), als Schlange geformt, hat einen Durchmesser von 5,5 cm und einen abgeflachten eher elliptischen Querschnitt. Vom Schlangenkopf ausgehend nimmt er nur sehr allmählich an Breite zu, sein Ende hingegen ist stärker verjüngt und steckt der Schlange im Maul. Der Kreis ist damit geschlossen. Den gesamten Leib bedecken Schuppen, die in gleichem Ausmaß wie der Ring sich verbreitert an Größe zunehmen. Kopf und Öse bleiben glatt, das Maul wird durch eine Kerbe angedeutet, die Augen sind durch Kreispunktmuster gezeichnet. Die Bronzegußarbeit hat ein Gewicht von 35 Gramm.

Zwei Merkmale fallen auf, die mit der ursprünglich angenommenen Funktion als Anhänger unvereinbar sind: die obere Rundöse (Querschnitt rund) zeigt keinerlei Abnutzungsspuren, die eine hier eingreifende Bandöse bei dem Gewicht des Stückes eigentlich hätte verursachen müssen. Dagegen ist der Schlangenkörper an einer Stelle blank gerieben, nämlich am unteren Ringende, wo es für einen frei fallenden Anhänger keinerlei Berührungspunkte gibt.

Vergleicht man Zaumzeuganhänger genauer, so haben sie – unabhängig von ihrer Form – ob rund, eckig, schild- oder paßförmig – immer eine Öse, die senkrecht zum Anhänger ausgerichtet und demzufolge quer durchbohrt ist (Abb. 3). Sie hängt gewissermaßen als mittlere Öse frei beweglich im Scharnier (Abb. 4). Das trifft für den Merdinger Schlangenring nicht zu, er liegt mit der Öse in einer Ebene. Die senkrechte Ösenstellung ist aber nicht nur ein Merkmal für Anhänger vom Pferdegeschirr, sondern für alle Schmuckanhänger unterschiedlichster Bestimmung und Zeitstellung: für Anhänger von Halsketten, Ohringen, Rosenkränzen. Am leichtesten läßt sich der Sachverhalt kontrollieren an der Sammlung des Kunstgewerbemuseums Köln, das einen reichen Vorrat an Anhängern besitzt, der als gut bebildeter Katalog vorliegt (vgl. Literaturauswahl). In Fällen, wo solche Anhänger direkt am Leib getragen werden, sind sie nur in Vorderansicht ausgearbeitet, die Rückseite bleibt flach und unverziert, z. B. bei allen Pferdegeschirranhängern (Katalog Kölner Kunstgewerbemuseum, Schmuck I, S. 448–464). Diese Einseitigkeit trifft für den Merdinger Schlangenring ebenfalls nicht zu. Sowohl Rück- wie Vorderseite haben eine leicht gewölbte Oberfläche und tragen die gleiche Verzierung. Er ist für beide Ansichten gearbeitet. Der abgegriffene blanke untere Ringteil legt nahe, daß er frei hängend viel mit den Fingern berührt und angefaßt wurde.



Abb. 1 und 2: Vorder- und Rückseite des bronzenen Schlangenrings aus Merdingen am Tuniberg.

Das Problem seiner Funktionsbestimmung löste sich erst bei genauem Betrachten von Interieurbildern aus dem 19. Jahrhundert. Auf Abb. 5 hängt an langer Schnur über dem Sofa ein Ring herab, darüber eine kleinere Ringöse, die zu seiner Befestigung dient. Die Konstruktion entspricht dem Merdinger Stück. Wir haben hier im Innenraumbild eine Klingelschnur vor uns, die, wenn man am Ring zog – mit den Fingerspitzen den unteren Teil faßte – eine Glocke zum Läuten brachte, die im Aufenthaltsraum der Hausgehilfen, des Dienstpersonals angebracht war.

Diese mechanische Klingelschnur ist intakt installiert nur sehr selten noch erhalten. Deshalb ist sie in Publikationen, die sich mit der Inneneinrichtung von Bürgerhäusern befassen, kaum erwähnt, obwohl sie für das Funktionieren des Haushalts und den Tagesablauf der Bewohner außerordentlich wichtig war.

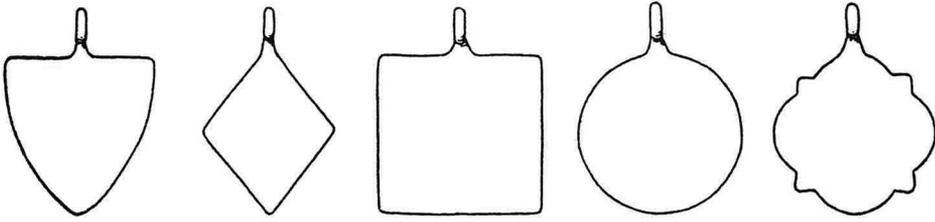
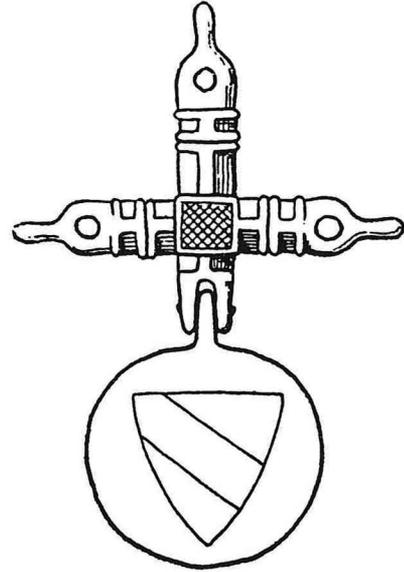


Abb. 3: Heraldische Anhänger (London Museum, Medieval Catalogue, Repr. 1967, Fig. 38)

Abb. 4: Aufhängemöglichkeit im Scharnier (Vorlage wie Abb. 3)



Die mechanischen Klingelzüge wurden fast alle durch eine technische Neuerung, den elektrischen Klingelknopf, ersetzt. Thomas Mann berichtet in den „Buddenbrooks“ darüber: „Zu Beginn des Jahres 1872 ward der Hausstand der verstorbenen Konsulin aufgelöst... Das Grundstück in der Mengstraße war nun endgültig in den Besitz des Konsul Hagenströms übergegangen... Schon im Frühjahr bezog er mit seiner Familie das Vorderhaus, in dem er dort nach Möglichkeit alles beim alten beließ, vorbehaltlich kleiner, gelegentlicher Renovierungen und abgesehen von einigen sofortigen, der Neuzeit entsprechenden Änderungen; zum Beispiel wurden alle Glockenzüge abgeschafft und das Haus durchaus mit elektrischen Klingeln versehen“ (Fischer-Taschenbuch 1972, S. 414).

Am ehesten haben Klingelschnüre in Häusern und Wohnungen von Persönlichkeiten überdauert, die bald nach dem Tod in Gedenkstätten umgewandelt wurden. Als Beispiele können genannt werden: das Goethehaus in Weimar und die Wohnung Grillparzers, eingebaut in das Stadtgeschichtliche Museum Wien. Im Schlaf- und Sterbezimmer Johann Wolfgang von Goethes hängt am Kopfende des Bettes von der Decke eine Kordel herab, daran ein einfacher Ring als Handhabe (Abb. 6). Im Arbeitsraum Grillparzers befindet sich die Klingelschnur (Kordel mit dicker Quaste) neben dem Schreibtisch. Diese wenigen intakt erhaltenen Beispiele, Interieurbilder und schriftliche Quellen setzen einen Schwerpunkt für solche Klingeleinrichtungen in das 19. Jahrhundert.

Aber es gibt Hinweise, daß sie schon im 17. Jahrhundert existierten. Es handelt sich um räumlich von Süddeutschland weit entfernte Exemplare: um zwei originale Handhaben aus dem Haus Seefahrt in Bremen, kostbare Silberschmiedearbeiten, Abb. 7 1662 datiert, Abb. 8 ohne Jahreszahlangebe. Beide setzen sich aus Ringgriffen und gewölbten Körpern zusammen, die an Gliederketten befestigt waren. Der bisher einzige schriftliche Beleg aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist im Tagebuch Samuel Pepys zu finden, der zu die-

ser Zeit Sekretär des Flottenamtes in London war. Für den 3.10.1663 teilt er mit: „Mittags nach Hause und dann eine Glocke gekauft für unser Schlafzimmer, damit wir nach den Dienern läuten können; ein Schmied brachte sie fachmännisch an“ und am 6.10.1663: „Meine Frau läutete um 4 Uhr morgens die Glocke, damit die Mädchen mit der Wäsche anfangen, aber niemand reagierte (Samuel Pepys, Tagebuch aus dem London des 17. Jahrhunderts, Reclam 1986, S. 181). Auch im 18. Jahrhundert sind Zeugnisse für Klingelschnüre spärlich. Wir haben lediglich eine Information aus der Hand von Goethes Mutter. Sie berichtet ihrem Sohn in einem Brief vom 25. Mai 1794 über Umzugspläne und beschrieb das neue Gebäude mit den wichtigsten Einrichtungen: „Es liegt auf der Seite des Roßmarcks wo die Aussicht die ganze Zeil vor sich hat; hat die Morgensonne – und ich bekäme folgendes – auf der Erde 1 Stube von zwei Fenster vor meine Mägde – eine Küche – Hoff – Holzplatz – Wasser – Regenpumpe – Keller – 1ter Etage Wohnstube von 3 Fenster fohrenheraus die Aussicht nach der Zeil – gleichdran die Schlafstube von 2 Fenster in Hoff gehendt – Vorplatz – privet – Kammern usw. Das wäre nun alles ganz herrlig; in die Schlaf-



Abb. 5: Ausschnitt, Interieurbild von Franz Xaver Nachtmann, 1842, Obere Hofgartenzimmer der Münchener Residenz (Ausstellungskatalog Münchener Stadtmuseum, 1987, Abb. S. 115)

stube würde eine Klingel die in die Mägde Stube ginge angebracht – wo wie ich was bedürfte – geklingelt – da hätte ich oben meine ganze Bequemlichkeit” (Briefe von Goethes Mutter, ausgewählt und eingeleitet von A. Köster, Insel-Verlag o. J. S. 142). Es sind in London (Samuel Pepys) und Frankfurt (Katharina Elisabeth Goethe) jeweils bürgerliche Haushalte gewesen, die eine Klingelschnur hatten, um das Personal zu rufen. Im frühen 19. Jahrhundert tauchen solche Einrichtungen auch in Wohnsitzen des Adels auf, in neu erstellten Bauten mit kleinen intimen Räumlichkeiten, nicht zum Repräsentie-

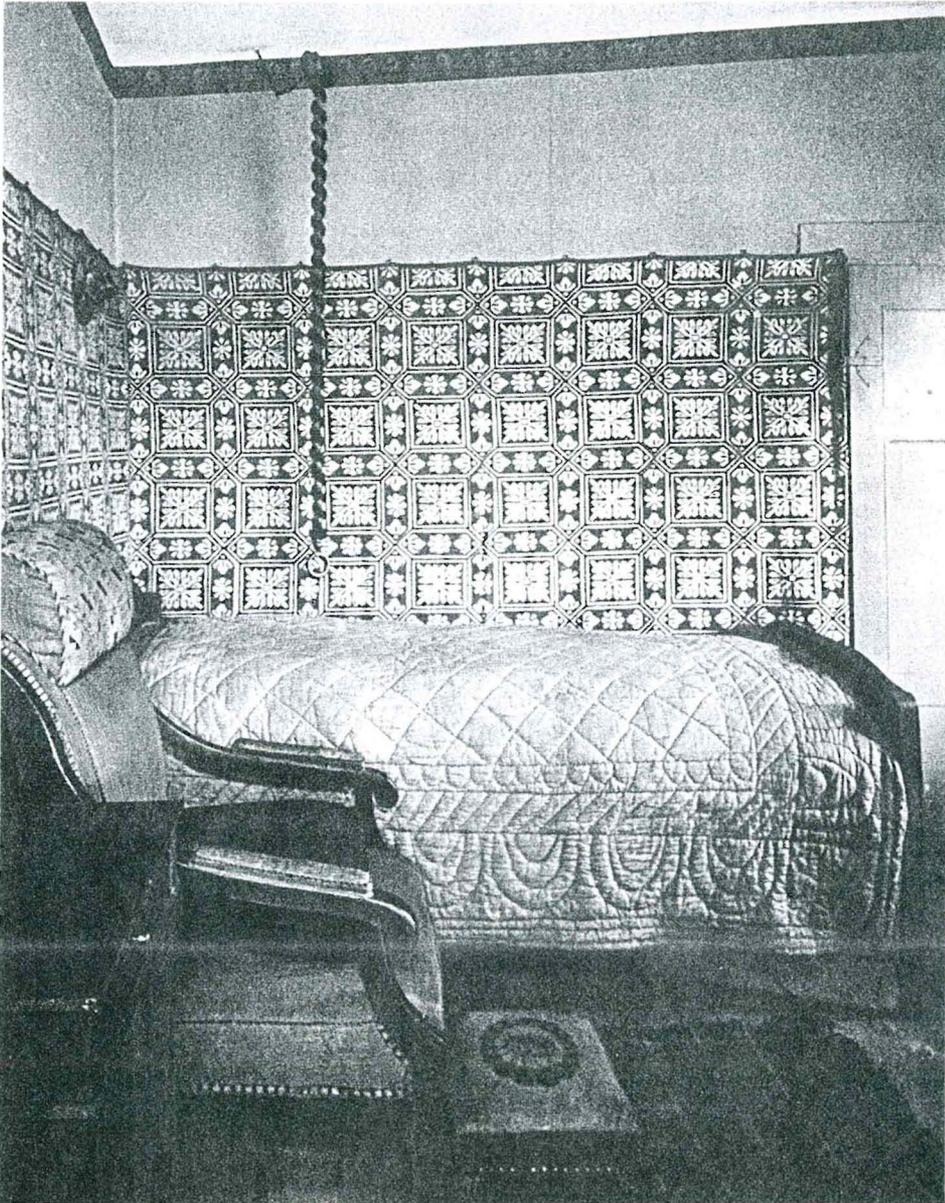


Abb. 6: Klingelschnur in Goethes Schlafzimmer in Weimar (R. Goldschmit-Jentner, Goethe, Eine Bildbiographie, 1957, S. 121)

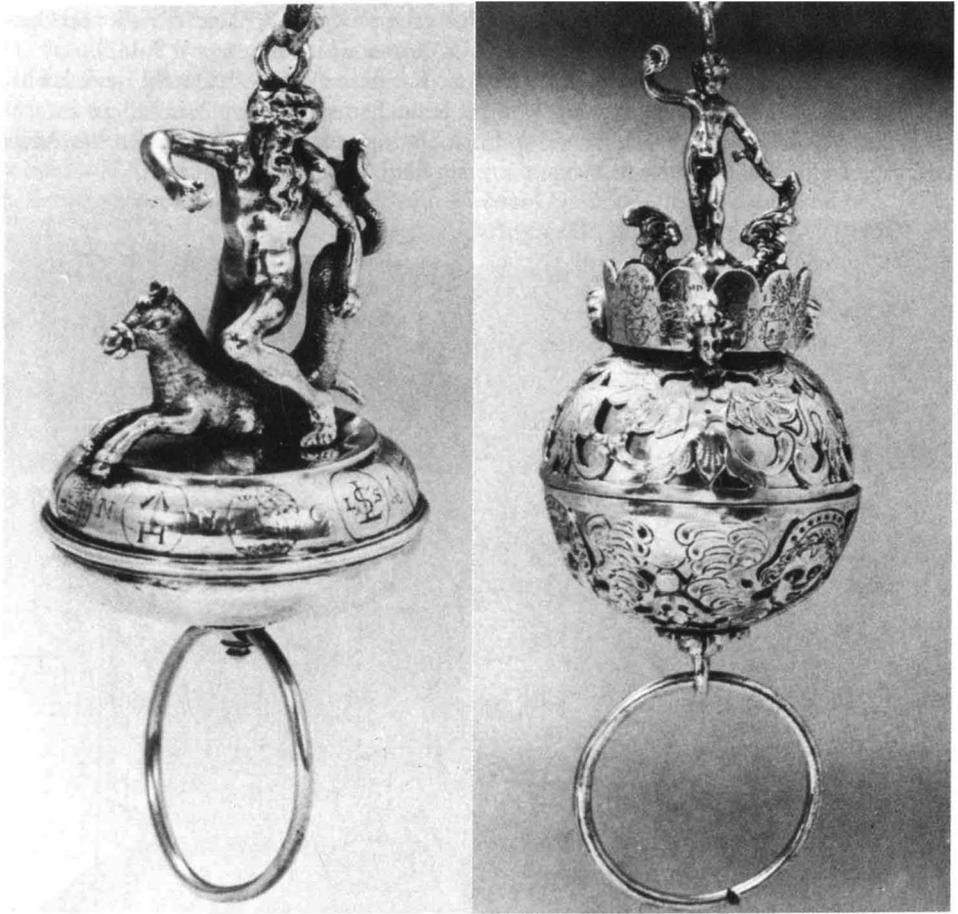


Abb. 7 und 8: Klingelzüge aus der 2. Hälfte des 17. Jh. (A. Löhr, Bremer Silber von den Anfängen bis zum Jugendstil, 1981, Kat. Nr. 135, 136)

ren, sondern mehr zum Leben gedacht. Diese Räume hatten keine Vorzimmer oder Vorkammern mehr, in denen Diener und Zofen auf das Ertönen der herrschaftlichen Tischglocke hörten. Man wollte offenbar dem zu engen Kontakt mit dem Personal entfliehen und aus diesem Grunde übernahm man aus dem Milieu des gehobenen Bürgertums die Einrichtung von Klingelschnüren.

Ohne Änderung erhalten hat sich eine solche Klingelanlage im Schloß Arenenberg am Bodensee, wo zwischen 1817 und 1837 von Königin Hortense, der Stieftochter Napoleons ein Refugium bezogen wurde, eingerichtet im Stil der Zeit mit zeltartig ausgestalteten Innenräumen in Anlehnung an Schloß Malmaison. In den Zimmern beider Stockwerke sind Klingelschnüre eingezogen, die unterhalb der Decke an einem Metallhebel arretiert sind, der die Ziehbewegung auf einen gespannten Draht überträgt (Abb. 11). Er führt entlang der oberen Zierleiste durch die Wand zu der Stelle, wo die Drähte aus allen anderen Zimmern gebündelt nebeneinanderliegen, fast wie nicht unter Putz gelegte elektrische Leitungen. An der Bündelungsstelle ist im Vestibül eine große Glocke installiert (Abb. 9), die sich beim Ziehen der jeweiligen Schnüre in Bewegung setzte. Um festzustellen, in welchem Zimmer geläutet wurde, sind an der Längswand des Vestibüls (Abb. 10) Zimmernummern

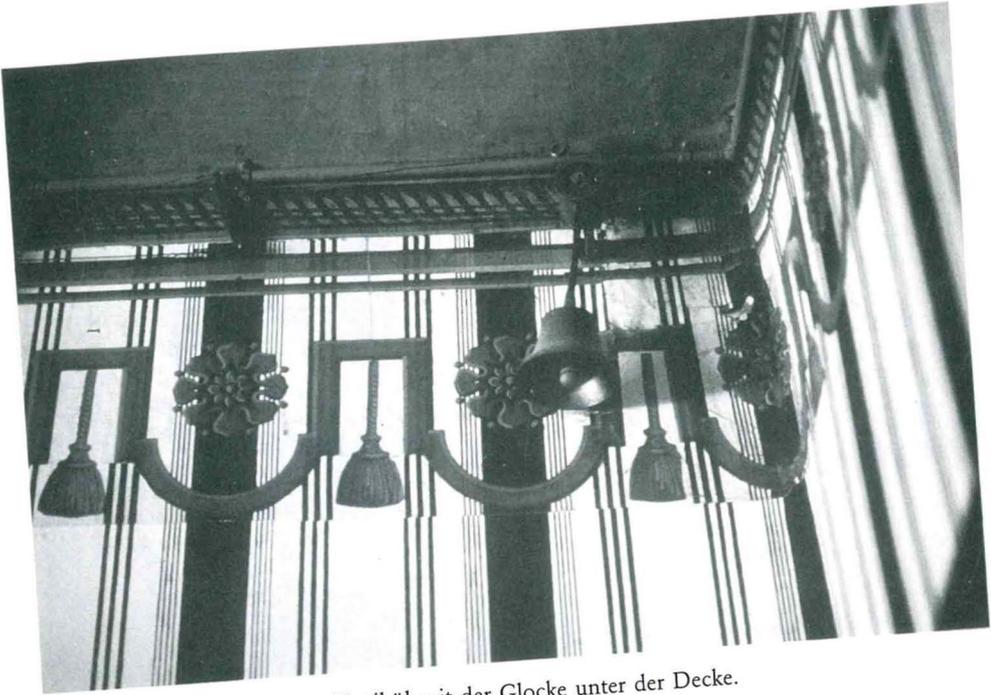


Abb. 9: Schloß Arenenberg, Vestibül mit der Glocke unter der Decke.

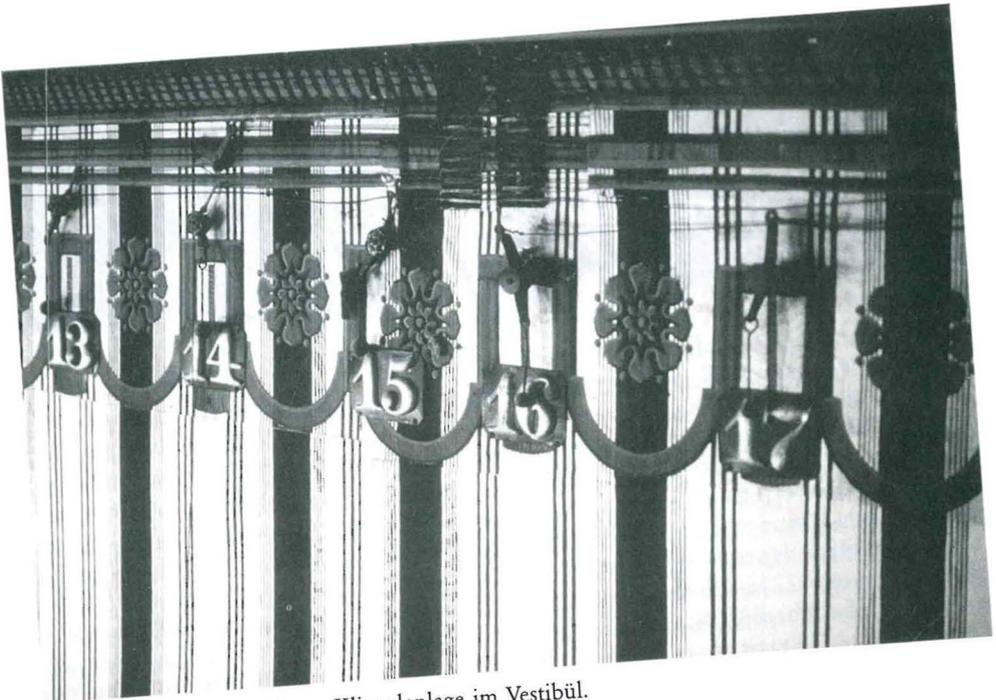


Abb. 10: Schloß Arenenberg, Klingelanlage im Vestibül.

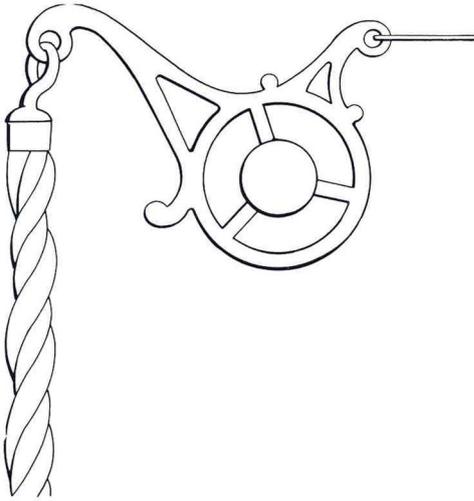
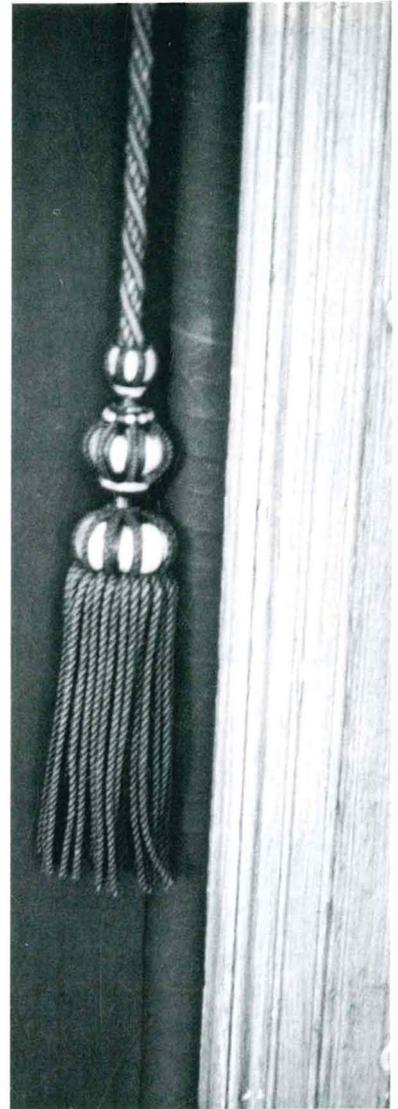


Abb. 11: Schloß Arenenberg, Umzeichnung einer Klingelschnur, die an einem Metallhebel arretiert ist, der die Zugbewegung auf den gespannten Draht überträgt.

Abb. 12: Schloß Arenenberg, Klingelschnur aus Kordel und Quaste.



in Goldlettern angebracht und Pendel, die auf den Anschlag der Glocke reagierten. Ein Diener hielt sich in diesem Raum ständig auf, auch in der Nacht. Dafür war ein Kastenbett, das tagsüber geschlossen war, eingestellt. Die Schnüre bestehen in allen Zimmern aus kunstvoll gedrehten Kordeln und einer dicken Quaste als Handhabe (Abb. 12).

Solche waren auch im Schloß Charlottenhof in Potsdam angebracht, wie das Innenraumbild eines unbekanntenen Künstlers nach 1830 zeigt (Abb. 13). Schnüre mit Quaste oder Ring kommen zeitlich nebeneinander vor. Nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ändert sich das Aussehen der Klingelschnüre. Beliebte werden breite Bänder mit Perlenstickerei. Gottfried Keller, *Das Sinngedicht* (1855 begonnen) erwähnt eine schöne Klingelschnur über dem Diwan, „ein Klingelband von grünen und goldenen Glasperlen“ (Diogenes Taschenbuch, Gottfried Kellers Werke, Bd. VI, 1978, S. 126). Auch in den „Buddenbrooks“ kommt im Haus der alten Konsulin ein gestickter Klingelzug vor, der neben der Glastür hing (wie oben S. 223). Solche Arbeiten gehörten mit zu den Prachtstücken des biedermeierlichen Wohnbehagens. Nur ein einziges Band ist in den umfangreichen Katalogen, die sich in jüngster Zeit mit dieser Epoche befaßten, aufgenommen worden (Abb. 14). Die Herkunft ist nicht angegeben. Intakt installiert werden sie auch kaum noch anzutreffen sein.

Diese Überlieferungslücke kann aber durch Innenraumbilder ausgeglichen werden, eine Bildgattung, die erst von 1820 an reichlicher vertreten ist. An ihnen läßt sich genau ablesen, daß die Anbringung der Klingelschnüre nicht an jeder beliebigen Stelle des Zimmers vorgenommen wurde, sondern feste Plätze hatte: neben der Tür wie Abb. 13 und 15, (vgl. dazu das Zitat aus den Buddenbrooks S. 223) oder über dem Diwan (Zitat aus G. Keller, Das Sinngedicht, S. 126) und Abb. 5. Im Studierzimmer war sie immer nahe dem Schreibtisch angebracht.

Die Beispiele stammen alle aus gutbürgerlichen Stadthäusern oder Adelsitzen. Beide Kategorien waren in dem Dorf Merdingen, dem Fundort des Schlangenrings, der Anlaß zu dieser Untersuchung ist, nicht vorhanden. Aber Merdingen besitzt ein großes Pfarrhaus aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, nach Plänen von J. K. Bagnato gebaut, ein behäbiges Haus, in dessen Obergeschoß Gastzimmer für die Deutschherren eingerichtet waren. In diesem Umfeld ist die Einrichtung einer Klingelanlage sicher denkbar. Auch im Arbeitszimmer des Pfarrers wäre dies – um der Haushälterin zu läuten – möglich.

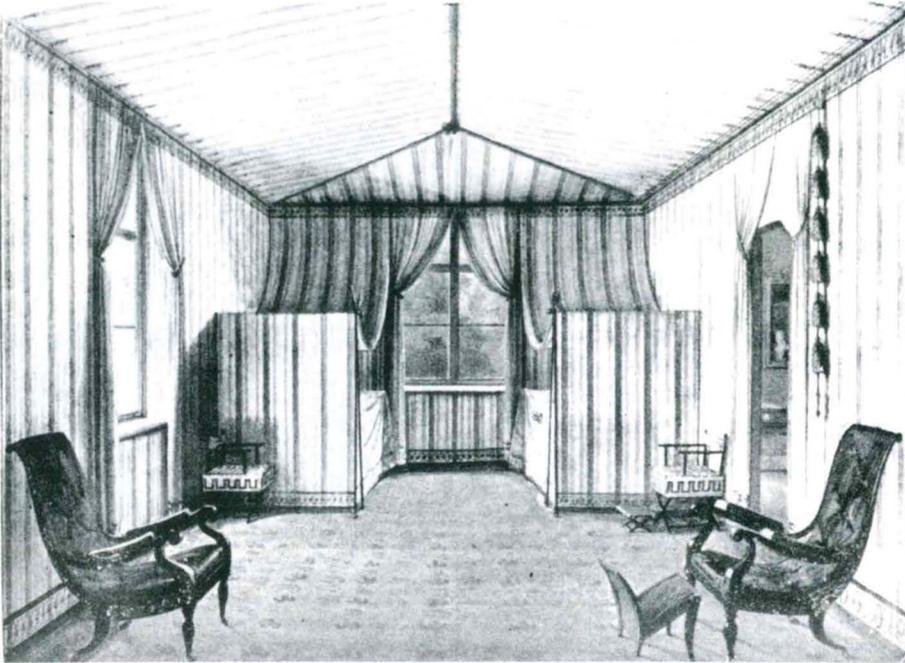


Abb. 13: Zeltzimmer, Schloß Charlottenhof, Potsdam. Aquarell, um 1830 (Schinkel in Potsdam, Ausstellungskatalog zum 200. Geburtstag, 1981, Kat. Nr. 61)

Die Ausgestaltung der Handhabe als Schlange kommt aus dem Formenschatz der Antike, auf die das erste Napoleonische Kaiserreich intensiv zurückgreift. Anlässlich des fünfjährigen Thronjubiläums Napoleon I. am 9.12.1809 ist eine Gedenkmedaille entworfen worden, die auf der Vorderseite die Aufstellung eines monumentalen Victoria-Altars zu seinen Ehren in Bonn wiedergibt; auf der Rückseite erscheint eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt und die Widmungsinschrift umrandet (Abb. 16). In diesem Fall ist das Motiv als Symbol für den Machtanspruch gewählt worden; im Pfarrhaus Merdingen sollte dieses Sinnbild für die Ewigkeit wohl eher an die Vergänglichkeit erinnern. Eine Datierung des Merdinger Ringes in den Anfang des 19. Jahrhundert schließt der Vergleich wohl mit ein.

Es gibt kaum einen Einrichtungsgegenstand wie die Klingelschnur, die so konkrete soziale Aussagemöglichkeiten bietet, so eindeutig den Stand des Besitzers festlegt. Eine Klingel-

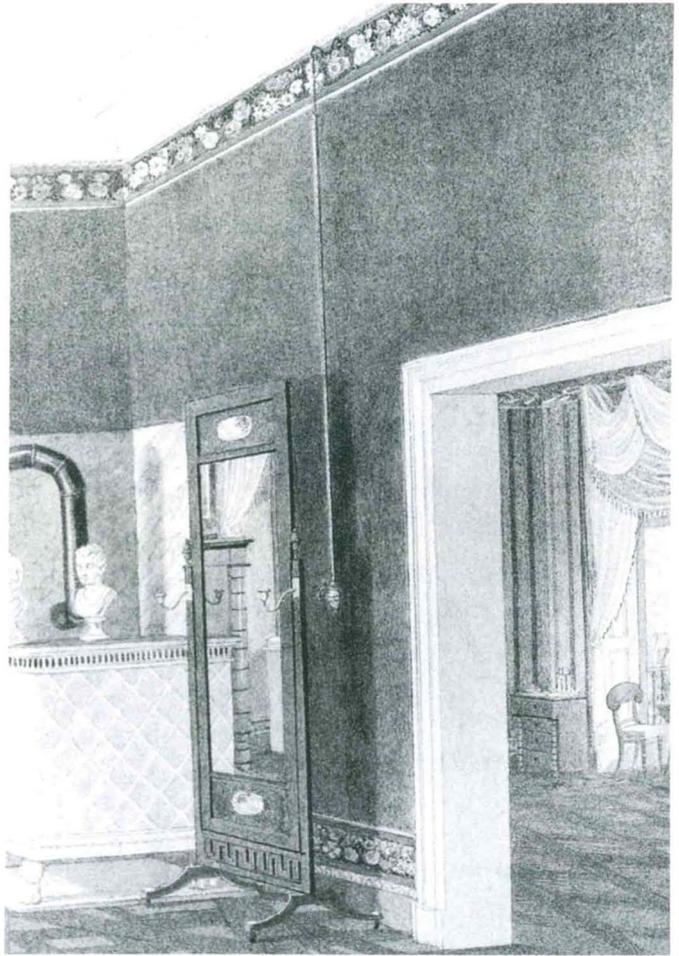


Abb. 14: Klingelband, Perlenstickerei (G. Himmelheber, Kunst des Biedermeier, 1989, Kat. Nr. 386).

Abb. 15: Ausschnitt, Interieurbild von Lorenzo Quaglio, 1832, Kleiner Salon in der Münchener Residenz. (Ausstellungskatalog Münchener Stadtmuseum, 1987, Abb. S. 461)

schnur und sei es auch nur die Handhabe davon, besagt, daß der Eigentümer sich Hauspersonal halten konnte. Mehr als Innenraumbilder vermögen literarische Belege das Ausmaß der Abhängigkeit von einer solchen Einrichtung aufzuzeigen. Grillparzer berichtet in seinen Tagebüchern am 5. Mai 1836: „Befinde mich recht übel. Ein rheumatisches Unwohlsein fängt an ... Kälte geht wie ein brummender Orgelpunkt fortwährend durch das ganze Stück. Hoffe, ohne Feuer zurecht zu kommen. Finde es endlich unmöglich. Ziehe wiederholt die Klingel. Muß endlich selbst den Einheizer holen“ (Tempel-Klassiker, Grillparzer Werke, Bd. 2, 1959, S. 1021). Selbst Feuer zu machen schien offenbar ein abwegiger Gedanke. Im gleichen Sinne läßt sich auch eine Szene bei Wilhelm Busch deuten (Abb.17). Statt den Frosch zu entfernen, wird mit beiden Händen am Klingelband gerissen. Wie überhaupt der Griff zur Klingelschnur bei Gemütsbewegung die erste Reaktion gewesen zu sein scheint. „Leibgeber wußte sich verlegen an nichts zu halten als an die Klingelschnur“ (Jean Paul, Siebenkäs, 12. Kapitel, Ausgabe Rowohlt's Klassiker, S. 223).

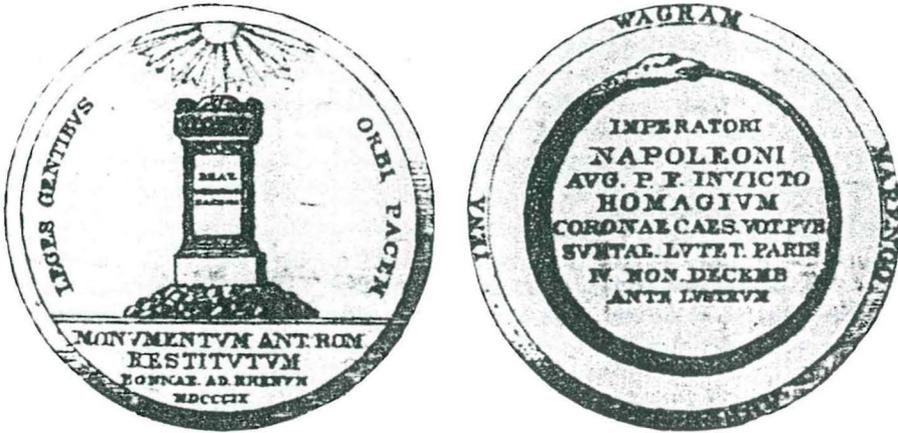
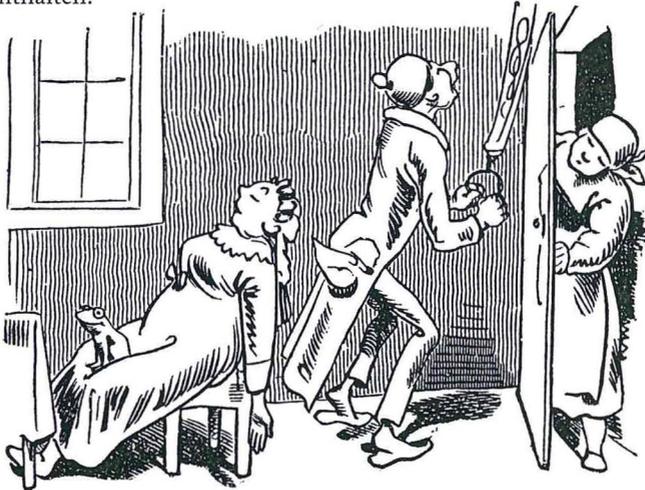


Abb. 16: Entwurf einer Gedenkmedaille, 1809 (Die Römer in Nordrhein-Westfalen, herausgegeben von H. G. Horn, 1987, Abb. 5)

Dieses Abhängigkeitsverhältnis, so angenehm es uns heute erscheint, war indes nicht mehr von langer Dauer. Die mechanische Klingelschnur wurde zwar zunächst durch die elektrische ersetzt, sogar eine Klingelanlage mit Sprachrohr eingeführt. Aber die Verbesserungen der Technik waren keine Gewähr für das weitere Bestehen der Klingeleinrichtung im Haushalt. Es blieben ganz einfach die „dienstbaren Geister“ aus.

Nach dem 1. Weltkrieg schon waren in den bürgerlichen Haushalten ganz überwiegend nur noch stundenweise arbeitende Zugehfrauen beschäftigt, nach dem zweiten Weltkrieg gibt es den Berufsstand der Dienstboten praktisch nicht mehr. Es verschwindet das Wort Klingelschnur, Klingelband aus dem Sprachgebrauch. Im Wörterbuch der Deutschen Gegenwartssprache, Bd. 3, 1969, herausgegeben von R. Klappenbach und W. Steinitz ist es nicht mehr enthalten.



Der Onkel ruft und zieht die Schelle:
„He, Hannchen, Hannchen, komme schnelle!“

Abb. 17: Wilhelm Busch, Die fromme Helene (Bertelsmann-Ausgabe von R. Hochhuth, 1959, S. 579)

Literaturauswahl

Ausstellungskatalog Schloß Bruchsal, 1987, Skizzen zur „Bürgerlichen Wohnkultur“, Konzept und Leitung W. Metzger; – Ausstellungskatalog Münchner Stadtmuseum, 1987, Biedermeiers Glück und Ende ... die gestörte Idylle 1815–1848, herausgegeben von H. Ottemeyer in Zusammenarbeit mit U. Laufer; – Ausstellungskatalog des Historischen Museums der Stadt Wien, 1987 „Bürgersinn und Aufbegehren- Biedermeier ein Vormärz in Wien, 1815–1848“; – Ausstellungskatalog Bayerisches Nationalmuseum München, 1988 Kunst des Biedermeier 1815–1835, von G. Himmelheber unter Mitarbeit von B. Thanner; – G. Benker, Bürgerliches Wohnen, Städtische Wohnkultur in Mitteleuropa von der Gotik bis zum Jugendstil, 1984; – H. Brommer, Kleine Ortschronik der Gemeinde Merdingen, in: Festschrift zur Schulhauseinweihung, 1964; – A. Chadour, R. Joppien, Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln, Schmuck Bd. I und II, 1985; – H. G. Griep, Kleine Kunstgeschichte des Deutschen Bürgerhauses, 1985; – J. Hugentobler, Die Familie Bonaparte auf Arenenberg, 1980; – J. Hugentobler, B. Meyer, Napoleonmuseum Arenenberg, Führer durch das Museum, 8. Aufl. 1983; – A. Lange, Europäische Tischglocken, 1981; – A. Lange, Elektrische Tischklingeln, 1987; – H. Müller, Dienstbare Geister, Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten, 1985.